

Christoph Bizer

Jesus Christus, der Heiland Religionspädagogische Briefe an einen jungen Freund

*Klaus Dirschauer zu Ehren,
zum 17./18. Juli 1999*

I

... Sie kommen wie gerufen, lieber junger Freund, gleichsam als ein Geschenk des Himmels. Durch Ihr Erscheinen, neulich im Seminar, haben Sie mir aus einer großen Verlegenheit geholfen. Wissen Sie noch? Zwei Studentinnen hatten im Seminar mit uns einen Text von Emmanuel Lévinas durchbuchstabiert. Sie erinnern sich: »das Angesicht« des »Anderen«, in welchem er uns als Fremder entgegentritt und sich uns, indem wir seinen Blick erblicken, zu erkennen gibt und uns seinerseits erkennt – ein Geschehen von gleichsam metaphysischer Qualität, in dem sich in jüdischer Denktradition die »Spur« Gottes ahnen läßt.

Für die folgende Sitzung hatte ich zur theologisch-religionspädagogischen Fortführung unseres Semesterthemas »Gesicht, Angesicht, Antlitz« die Aufgabe gestellt, einmal auszuprobieren, was aus diesem Text wird, wenn versuchsweise für »Angesicht« das »Angesicht von Jesus Christus« eingesetzt wird. Sie haben daraufhin lässig eingeworfen: »Wieso, der hat doch gar kein Gesicht!«

Über diesen Einwand habe ich auf einem längeren Spaziergang, im Selbstgespräch mit Ihnen, nachgedacht. Ihre Anwesenheit als stiller Gesprächspartner war für mich eine Art Durchbruch. Ich hatte für das »Jahrbuch der Religionspädagogik« einen Aufsatz zu »Jesus Christus« zu schreiben und kam absolut nicht weiter. Der unwiderruflich letzte Abgabetermin rückte näher und näher, und ich schrieb immer noch einen Anfang nach dem anderen. Mein Thema hieß »Jesus Christus als ...«, sagen wir mal, »... als Zugang zum Heiligen« oder »... als religiöse Erlösergestalt« oder »... als Heiland und Hirte unserer Seelen« oder so. Das genaue Thema mußte sich eben im Schreiben herausstellen. Meine These: Christlicher Glaube entwickelt sich als religiöses Verhältnis, jeweils individuell geprägt, zu Jesus Christus. Wenn dem so ist, dann hat das für die Unterrichtung im Christentum, auch in der Schule, einige Konsequenzen. Und warum kam ich nicht weiter? Das hatte offenbar nicht nur mit mir zu tun, sondern auch mit *dem dort*, mit der »Figur« oder »Gestalt« Jesus

Christus. Und jetzt kommen Sie! Im ambulatorischen Selbstgespräch mit Ihnen ging mir schlagartig auf, daß meine Schreibversuche gar nicht gelingen konnten, weil die Form eines wissenschaftlichen Aufsatzes nicht paßt. Ein Aufsatz ist auf »objektive« Sachverhalte aus, die von definierten Ausgangspunkten systematisch-nachvollziehbar entwickelt und mit Anmerkungen versehen werden. Die gewohnte »wissenschaftliche« Form widerspricht dem, was ich sagen will: Wenn von Jesus Christus als Gestalt der gelebten Religion die Rede ist, bin ich selbst mit meinem Christentum involviert. Ich kann mich nicht als einen »Ausgangspunkt« objektivieren. Ich will das Ganze im Gespräch entwickeln, also auch meinerseits mein »Gesicht« zeigen. So kam die Idee, mein Sprüchlein diesmal in Briefen aufzusagen. Und Sie sollen mein Adressat sein. Lassen Sie's sich gefallen, es tut nicht weh. Ich erspare Ihnen Herzensergüsse. Brief hin oder her, wie kommt der christliche Jesus Christus in einen Unterricht von Religion hinein, und zwar so, daß »das Religiöse« an ihm »wahrgenommen« werden kann. Nachdem die Bedeutung des »Heiligen« in heiligen Zeiten und Orten, in Begehungen, Riten und Festen für die gelebte, ausgeübte Religion wieder gesehen wird, wird sich auch die Religionspädagogik dem christlichen Jesus Christus neu aussetzen. Für heute will ich es mit dieser Ankündigung genug sein lassen . . .

II

. . . Sie studieren »Religion« auf die Schule, auf das Gymnasium hin. Sie würden *gern* Religionsunterricht geben, sagten Sie. Dazu gehöre vor allem, die christliche Religion zu unterrichten, weil die Schüler und Schülerinnen mitkriegen sollten, was sie an der christlichen Religion haben könnten. Aber das Ganze müsse sich im Rahmen der Schule abspielen. Also gehe es in Ihrem Unterricht auch um die anderen Religionen und religionsähnliche Prozesse in unserer Gesellschaft. Es könne keinesfalls angehen, Schüler zu »indoktrinieren«, war Ihre Meinung. Ich übersetze für mich: eine *doctrina*, eine Lehre, so in die Schüler hineinstopfen und in ihnen verankern, daß sie diese Lehre zeitlebens im Innern mit sich herumtragen und sie nicht mehr los werden. Ein schrecklicher Gedanke! Nicht nur wegen des Stopfens, sondern wegen der Lehre: Lehre gehört als Werkzeug in die Hand und nicht in die Seele. Sie haben es nicht gesagt, aber ich höre es in diesem Zusammenhang als Nebenton öfter: Indoktrination könne die Kirche versuchen, in die Schule gehöre sowas nicht hinein.

Natürlich kann das auch die Kirche nicht wollen. Unter »Unterrichten« verstehe ich, daß ein Gegenstandsbereich, ein konstitutiver Zusammenhang des Lebens, handhabbar gemacht wird, so daß sich die Lernenden darin frei gestaltend bewegen können; nicht nur, daß sie erfahren, was dieser Bereich für sie bringt und mit ihnen anstellt, sondern auch dies,

daß sie sich aktiv daran beteiligen können, aus diesem Bereich das für sie Angemessene zu machen – oder auch nicht, wenn sie nicht wollen. Im Unterricht in Religion geht es für Schüler und Schülerinnen darum, die springenden Punkte von Religion herauszubekommen, so daß sie anfänglich merken, was es mit Religion auf sich hat, daß sie nachvollziehen können, wie Religion gleichsam »funktioniert«, und dann selber das mit ihr machen, was sie für sich als brauchbar oder gar für nötig halten. Prinzipiell anders kann die Kirche Religion, ihre Religion auch nicht unterrichten.

Wie »funktioniert« nun aber, wenn ich mal beim technischen Wortgebrauch bleiben darf, die christliche Religion? Die Frage ist von mir didaktisch gemeint, nicht religionswissenschaftlich. Ich will sie nicht für alle Religionen oder für die Religion überhaupt beantworten, sondern für das Christentum, und auch da nur für mein eigenes, das evangelische Christentum, in dem Bereich, in dem ich lebe. Diese Beschränkung zeigt die Grenzen meiner Kompetenz und ist insofern bedauerlich. Aber sie ist auch sachlich begründet. Wer in pädagogischer Absicht auf einen Sachverhalt zufragt, um ihn für Schülerinnen und Schüler handhabbar zu machen, der strukturiert und verändert diesen Sachverhalt selbst. Das vornehm-lateinische Wort »Elementarisierung« ist insofern ein Programm zur Anwendung von Gewalt (wie die meisten -isierungsworte.): die Religion wird für den unterrichtlichen Bedarf zugeschnitten und pädagogischen Methoden ausgesetzt. Die unterrichtlich umgeformte Religion wirkt dann wieder auf die in der Lebenswelt gelebte Religion zurück. Die Entscheidung, Christentum zu unterrichten und die Folgen in Kauf zu nehmen, ist in der Antike zwischen dem frühesten Christentum und Augustin gefallen; deshalb halten wir sie für selbstverständlich und ohne Alternative.

Wer diese Entscheidung akzeptiert, der akzeptiert für den Didaktiker auch eine eigene Verantwortung für die gegenwärtige Gestalt der Religion. Was die Didaktik unterrichten will, ist nicht eine Kopie, sondern ein eigener, verantworteter Entwurf, eine eigene, fortentwickelte Gestalt der Sache. In dieser Verantwortung ist es begründet, daß ein sachgemäßer Unterricht in einer Religion von einem Angehörigen der Religionsgemeinschaft gegeben oder zumindest durchdacht werden sollte. Deshalb auch kommt nach wie vor der Theologie für den Unterricht im Christentum eine konstitutive Rolle zu. Sie entwickelt, zumal als Praktische Theologie, die Gestalt von christlicher Religion, die – sowohl von der Religion als auch von der zeitgenössischen Lebenswelt her – unter allen Beteiligten, die Öffentlichkeit eingeschlossen, »vor Gott« und »den Menschen« (im Streit) vertreten werden kann. Sie merken an der Gespanntheit des letzten Satzes, lieber Freund, daß ein Theologe alter Schule seinen Beruf ausübt. Bevor ich Ihre Geduld übermäßig strapaziere, will ich aber für diesmal einen Schlußpunkt setzen . . .

III

... Sie fragen, wann ich denn nun endlich zu meinem Thema komme: »Jesus Christus als ...« Vielleicht traue ich mich noch nicht? Ich brauche einfach Zeit, um mich warm zu laufen. Das Zögern gehört wohl zur Sache. Jesus Christus, das ist für mich das Allerheiligste der christlichen Religion. Bevor man in den antiken Tempeln zum Allerheiligsten gelangt, hat man viele Schwellen und Stufen zu überwinden. Und zum Ziel kommt überhaupt nur der Oberpriester, und auch der nur einmal im Jahr. Ich halte mich deshalb noch etwas im Vorfeld auf. Heute will ich Ihnen vortragen, warum ich, angesichts der heutigen »multi-religiösen« Lage in Deutschland, die Rückfrage nach Jesus Christus religionspädagogisch für zentral halte. Ich versuche, mich mit Hilfe einer Szene auszudrücken, die mir jüngst ein Freund erzählt hat.

Ein evangelischer Schulpastor in einem Städtchen am Harz vereinbart mit einer seiner Klassen den Besuch einer evangelischen Kirche am Ort. Das Kirchengebäude steht auf dem Programm, nicht der Gottesdienst. Auch die beiden Muslime in dieser Klasse zeigen sich interessiert und kommen mit – bis vor die Kirchentür. Unter dem Portal erklärt der eine unversehens, er gehe da nicht hinein. Die angespannte Haltung signalisiert einen Konflikt des Jungen. Seine seelische Konstitution läßt nicht zu, daß er sich als praktizierender Moslem der religiösen Mächtigkeit des fremd-heiligen Raumes einer christlichen Kirche aussetzt. Er kehrt um, »nach Hause«. Sein Glaubensgenosse schließt sich ihm an. Die christlichen Schüler latschen quatschend in die Kirche hinein wie in eine Bahnhofshalle ...

Die Muslime erahnen oder spüren »etwas« an der christlichen Religion, das die Christenkinder selber nicht kennen. Ist es nicht da, oder nehmen sie es nur nicht wahr? Der Lehrer fragt sich darüberhinaus, wie das evangelische Christentum in seiner Religionspädagogik »wahrgenommen« wird; wahrnehmen im doppelten Sinn, einerseits als »sehen«, andererseits als »schützen« des Fremden in seinem eigenen Sinn, also die Interessen des Wahrgenommenen wahrnehmen. Inwiefern haben die für den Kult errichteten sakralen (wörtlich: »heiligen«) Räume Anteil an dem, was in ihnen geschieht? Sie sind doch schwerlich nur äußerlich beliebige Zeichen »für« »etwas«, das unabhängig von ihnen im Inneren passiert. Mit dem Betreten des Kirchenraumes teilt sich ein Fluidum mit, das elementar (nichtsdestoweniger gebrochen) in den Umgang mit dem Göttlichen einbezieht. Man kann das natürlich vertun, durch Tottrampeln des Raumes im Massentourismus. Man kann das Fluidum auch vertun, indem man sich dafür nicht sensibel hält oder die Sensibilisierung dafür verweigert. Ein Raum, in dem jahrhundertlang gebetet und gesegnet wurde, in dem »Gott« sich »in Wort und Sakrament« mitgeteilt hat, läßt ein »Etwas« von Religion spüren – folglich auch lehren und lernen?

Sie fragten neulich im Seminar nach der »Kirchbaudidaktik«. Ich konnte damals auf Ihre Frage nicht richtig eingehen. Es ist nicht nur die allgemeine Anfälligkeit für neue Moden, daß diese Fragerichtung innerhalb weni-

ger Jahre religionspädagogisch so wichtig geworden ist. Die didaktische Strukturierung des Christentums als ein Bündel von Deutungssystemen des menschlichen Lebens für das Bewußtsein hat sich totgelaufen. Das evangelische Christentum ist nicht als ein System zu verantworten, das verschiedene Überzeugungen und Lebensanschauungen anbietet, die den Menschen im Innern schon immer mehr oder weniger erfüllt haben oder die man sich, wenn man sie nicht hat, eben zulegen sollte. Das evangelische Christentum ist doch nicht die einzige Religion in der Welt, die nicht in ihrer Ausübung ihren Ausgangspunkt und Inhalt hat. Religionsdidaktisch ist nach den Konkretionen zu fragen, die leiblich erfahrbar sind. Ich verstehe die beiden letzten Jahrzehnte der Religionspädagogik als immer neue Anläufe, für den Unterricht Konkretion zu erreichen: ein Symbol in die Hand nehmen, gestalten mit Plastilin und Klang, in Rollenspiel und Bibliodrama, in Bewegung und Tanz. Hierher gehört auch die Frage nach der Spiritualität, nach Ritualen und eben nach den Kirchengebäuden. Von außen gesehen sind sie sinnliche Manifestationen dafür, daß und wie Christentum in der Gesellschaft gepflegt wurde und ausgeübt wird; im Innern bringen sie Christentum in Gang, bevor noch irgendeine explizite religiöse Handlung begonnen hat.

Lieber Freund, ich komme vom Hundertsten ins Tausendste. Ich werde im nächsten Brief mit der räumlichen Konkretion von Jesus Christus im Kirchenraum einsetzen. Bevor ich für diesmal schließe, will ich aber noch einmal auf die beiden Muslime zurückkommen. Von ihnen ist zu lernen, daß Religion »etwas« mit geheimnisvollen, mächtigen Kräften zu tun hat, die ihre Wirksamkeit den vulgären Objektivierungen entziehen. Auch das evangelische Christentum westeuropäischen Zuschnitts ist eine Religion und als solche ernst zu nehmen.

Noch ein Weiteres. Über kurz oder lang oder schon längst fragen die Muslime zurück: Wie ist denn das bei euch in der Religion? Sie fragen nicht danach, wie wir uns »Gott« denken, sondern wie wir uns zu ihm verhalten, woraus dann natürlich Rückfragen nach dem Richtungssinn des Verhaltens folgen. Es ist nicht zuletzt der »multireligiöse« Kontext bei uns, der neues Fragen nach dem Heiligen im Christentum eröffnet: Was ist denn nun der springende Punkt an euerm Christentum? Wie lebt ihr es? Die Frage fragt unweigerlich nach Jesus Christus, weil er die christliche Religion zur »christlichen« macht. Diese Fragen kommen auf die Christenkinder indessen nicht nur von außen zu, sondern sie rumoren schon längst in ihren eigenen Seelen. Manchmal kommen sie nicht hervor, weil Lehrende der älteren Generation sie sich unter schmerzlichen Erfahrungen abgewöhnt haben. Soviel für heute . . .

IV

. . . Es hat etwas länger gedauert, bis ich den mit Ihnen angesponnenen Faden wieder aufnehmen kann. Meine fachdidaktische Vorlesung zu den

alttestamentlichen Propheten – und der übliche Semesterbetrieb mit seinen Sitzungen – haben mich zu sehr in Anspruch genommen. Ich würde Ihnen gern von meiner Propheten-Didaktik erzählen, und es hätte viel mit dem Thema dieser Briefe zu tun. Aber jetzt ist »Jesus Christus im Kirchenraum« dran. Dort ist er konkret, man könnte ihn anfassen, wenn er nicht so hoch hinge. Die Kirchengebäude sind, noch einmal technisch formuliert, jeweils »Maschinen«, die Religion »funktionieren« lassen. Ich verstehe den Kirchenraum ästhetisch als »Installation«, Errichtung eines dreidimensionalen Raumes, der die darin Eintretenden die gewohnten Grenzen ihrer Alltagserfahrung überschreiten läßt. In den Kirchengebäuden ist Religion installiert. Sie wird im Betreten »wahrgenommen«. Sie kennen ja die Göttinger Marienkirche von unseren Andachten am Ende der Seminarsitzungen. Ich gehe also von einer gotischen Kirche aus.

Ist Ihnen aufgefallen, wie abweisend bemalte Kirchenfenster von außen wirken? Im Innern des Raumes leuchten sie, nach außen hin sind sie stumpf. Das Kirchenportal, durch das Sie die Kirche üblicherweise von der Nordseite her betreten, ist so gestaltet, daß der Zugang schwer fällt. Wenn Sie drauf achten, was das Mauerwerk beim Eintreten mit Ihnen anstellt: die sich zur Tür hin verengend gestaffelten Bögen des Portals machen es eng ums Herz. Sie gehen durch »die enge Pforte« (Mt 7,13). Das Signal heißt: Bleibt besser draußen! Was hier drinnen vor sich geht, ist nicht für jedermann!

Wenn Sie sich nicht abschrecken lassen und trotzdem die Kirche betreten, kommen Sie vom Hellen ins schummerig-Dämmrige. Der Eintretende muß sich erst orientieren: Hier herrscht eine andere Ordnung als die alltägliche. Auf Bibeldeutsch: »mein Reich ist nicht von dieser Welt« (Joh 18,36). Das Kirchengebäude kehrt die gewohnten leiblichen Orientierungen um, und der Eintretende lernt – ohne Buchstaben – Bibel, auf leibliche Weise. Sie sind seitlich in die Kirche hereingekommen. Die Anlage der Kirche verlangt von Ihnen in der Mittelachse des Kirchenschiffes alsbald eine Drehung um 90°. Mit dieser Drehung sind Sie frontal auf den Hochaltar ausgerichtet, weit vorne. Goldener Glanz geht von ihm aus. Ihm gehen Sie unwillkürlich entgegen. Diese Ausrichtung des Eintretenden nach vorne hin wird an ihm durch die Architektur vorgenommen, ohne daß er sich dessen bewußt würde.

Ich zeichne nach, wie Religion an dieser Stelle körperlich durch Erfahrung gelernt wird. In welchem Maß dieser Kirchenraum Andacht bewirkt, zeigen die vielen Einträge in ein »Gästebuch« – nein, in ein Buch der Seufzer und Gebete am Ausgang.

Der Weg nach vorne, dem Glanz aus dem Hohen Chor entgegen, ist wiederum gegliedert. Sie gehen jetzt genau nach Osten, der aufgehenden Sonne entgegen. Der übliche Tageslauf verläuft dagegen von Osten nach Westen, vom Morgen zum Abend. Der Weg nach vorne ist durch massive Säulenpaare zu Ihrer Rechten und Linken rhythmisiert, jedes Paar wirkt wie eine unsichtbare Schranke; Sie können das voranschreitend am Hall Ihrer Schritte und an Ihren Flanken spüren. Die letzte Schranke bilden die

Stufen vor dem Hohen Chor. Wenn Sie dem körperlichen Lernen trauten, würden Sie, sensibilisiert, diese Stufen gar nicht oder nur in gebührender Scheu betreten.

Die beherrschende Figur, die in der Mittelachse des Chores die ganze Kirche auf sich hin ausrichtet, ist der Gekreuzigte. Er hängt am Kreuz und neigt sterbend sein Haupt. Würde die evangelische Marienkirche ihr Kirchengebäude lehren lassen, wie es das Christentum strukturiert, so würden an dieser Stelle Schemel zum Knien stehen. Dem Anblick des Gekreuzigten standhalten, nach einem langen, vorbereiteten Weg – das ist der Sinn ihrer Installation. Die Umkehr der alltäglichen Orientierungen im »Bezirk« Kirche ist ihr Programm. Und ihr theologischer Grundsatz: Gott zeigt seine Macht verborgen unter dem Gegenteil, lateinisch: *e contrario*. Die Kraft zum Leben kommt aus dem Innewerden der Ohnmacht von Jesus Christus am Kreuz. Dieser letzte Satz faßt Erfahrung zusammen, gemacht und zu machen an und in dieser Kirche.

Der Gekreuzigte befand sich in dieser Kirche nicht immer in dieser beherrschenden Position. Während der Aufklärung erst hat er diese Stellung von seiner Mutter übernommen; von Maria, der Himmelskönigin, in einem goldenen Strahlenkranz, auf der Mondsichel schwebend, das Jesuskind auf dem Arm. Zwei unterschiedliche religiöse Konzeptionen haben diese Kirche nacheinander beherrscht. Es macht einen Unterschied, ob im geistlichen Zentrum des Stadtviertels vor einer Maria am Himmel oder vor einem Jesus am Kreuz gekniet und gebetet wird. Beten: die Kraft des Allmächtigen »durch« diese jeweiligen Gestalten »hindurch« erfahren.

Gott und sein Himmel sind unterschiedlich weit weg. Fromme Verklärung der alltäglichen Wirklichkeit ist mit dem Gekreuzigten im Mittelpunkt des religiösen Lebensentwurfs schwieriger. Der Blick zur Himmelskönigin hingegen wird ein Himmel und Erde umfassendes Gottvertrauen nach sich ziehen, eingebettet in eine goldene Welt, reich an religiösen Gestalten. Hier wie da lassen sich verschiedene Weisen von »Glauben« veranschlagen: Ein mutiges kontrafaktisches Dennoch vor dem Kreuz? Vor der himmlischen Königin ein vertrauliches Einschwingen in eine himmlische Welt, in die der Betende im Gebet eintaucht? Kirchengebäude sind religiöse Individualitäten; jede Kirche hat ihren eigenen theologischen Charakter. An ihnen unterrichtet sich Religion in unterschiedlichen Ausprägungen, sinnlich spürbar, und läßt die sie Verantwortenden Theologie unterrichtlich nachvollziehen.

Diesmal ist mein Brief entschieden zu lang geworden. Entschuldigen Sie, ich möchte Sie als Leser meiner Briefe nicht vergraulen. Aber ich bin froh, daß ich jetzt die religionspädagogisch zentrale Kategorie des »Raumes« entfalten konnte. Wie der Ton die Musik macht, so der Raum die Religion . . .

V

. . . In meiner Jugend hat es ihn noch gegeben, den Heiland. Er hatte einen Namen und einen Titel, beides in der Anrede zu einer Einheit verbunden: der »Herr Jesus«. Ich möchte jetzt ein bißchen von mir erzählen,

lieber Freund, damit deutlich wird, aus welchem historischen und biographischen Hintergrund sich meine Überlegungen speisen. Ihre Bedingtheit darf nicht überspielt werden; meine Geschichte soll für die Gegenwart nicht Maß und Ziel werden; schon gar nicht unterschweilig. Die Welt von damals ist vergangen; aber was ich damals vermittelt bekommen habe, kann (und muß, sage ich) als ein christliches Erbe angesehen werden, das anzutreten wichtig ist.

Damals – das war vor und im 2. Weltkrieg, in einem Industriestädtchen auf der Schwäbischen Alb, religiös ein »pietistisch« geprägtes Umfeld. Aber ich war Pfarrerskind, meine Eltern waren »dialektische« Theologen aus der Schule Bultmanns. Sie haben dem Kind von früh an intellektuelle Distanz, gerade zu religiösen Dingen vermittelt. Im Kindergarten ging uns der »Herr Jesus« voran, wenn wir in der Mitte des Vormittags in geschlossener Formation singend über den Hof zum »Häusle« marschierten, um die anstehenden notwendigen Geschäfte zu verrichten: »Jesu geh' voran, auf der Lebensbahn . . .«. Im Schlafzimmer der Eltern meines Schulkameraden hing über dem Bett das ergreifende Bild, wie der Herr Jesus dem versinkenden Petrus aus den Fluten hilft, die fast schon über ihm zusammenschlugen. Und bei der Schwester Marie, der Hebamme, wurde sogar zum Nachmittagskaffee gebetet: »Komm Herr Jesu, sei du onser Gascht . . .«, so inniglich betont, daß ich als Bub den eingeladenen Herrn schon zur Türe hereinkommen und am Tisch Platz nehmen sah. Der Herr Jesus war immer da, wenn man ihn brauchte. Und ich wußte ganz genau, in wachem Intellekt, daß das schon seine Richtigkeit hatte, nur daß alles auch ganz anders sein konnte.

Der Inbegriff vom Herrn Jesus war der Gute Hirte. Auf der Alb grasten damals, in den Kriegszeiten, große Schafherden. Die Hirten waren kräftige Gestalten, mit Zügen von Sonderlichkeit, weil sie viel allein waren. Über Nacht schliefen sie im Schäferkarren. Mit Hunden hielten sie ihre Herde beieinander. Als einmal ein Tier lahmte, zog es der Schäferkarl am gesunden Bein, mit dem Haken vorne an seiner Schäferschippe, aus der Herde heraus, besah sich den Schaden und behandelte ihn mit Salbe und Verband. Ich habe es selbst gesehen.

Jesus war der Gute Hirte. Viel zarter, natürlich, und einfühlsamer als der Schäferkarl. Ihm konnte man die Wunden der Seele zeigen, und was einen sonst noch belastete. Was ihm gesagt wurde, nahm er mit warmem Verständnis auf, und damit war es eigentlich auch schon beseitigt. Es gab viele Bilder vom Guten Hirten, aber die trafen alle nicht das Richtige. Der Gute Hirte war für mich nicht eigentlich ein festes Bild, sondern ein wohliges, dunkles, anfängliches Körpergefühl, eine Spur spürbarer Geborgenheit, die sich bei Bedarf in ätherischen Andeutungen und Verschleierungen von Bild herausarbeiten konnten. Der Gute Hirte machte mich, in meiner heutigen Sprache gesagt, gestaltaktiv. Ich hatte Religion, vom Körper ausgehend, als Möglichkeit zu produktiv-gestaltenden Prozessen in mir. Sie führten durchaus auch auf die Ebene sich andeutender eigener Bilder,

an denen sich das Körpergefühl sprachlich äußerte, so daß ich mich anfänglich dazu auch verhalten konnte: »Lieber Herr Jesus, mach du, daß der Vater aus dem Krieg in Rußland wieder heil zu mir zurückkommt.«

Ich schreibe das sozusagen aus dem kleinen Buben heraus, als der ich damals abends im Bett gelegen habe. Um die Erinnerung zu strukturieren und sprachlich zu fassen, dient sich mir das »Focusing« von Eugene Gendlin an. Den von ihm beschriebenen körperlich auszumachenden »felt sense«, der während seiner Entfaltung zu Gefühl, Bild und Gedanken sprachlich begleitet werden kann, finde ich in meiner autobiographischen Erinnerung wieder. Gendlin hat mich sehr darin bestärkt, nach der Körperlichkeit von Religion zu fragen. Ich erspare Ihnen ja in meinen Briefen die sonst üblichen Literaturangaben, aber in diesem Fall will ich sie doch ausdrücklich auf Gendlins homepage im Internet verweisen: www.focusing.org.

Ich habe Ihnen einen religiösen »Wärmestrom« geschildert, der vom Herrn Jesus meiner Kindheit ausgeht und wahrscheinlich mein ganzes Leben über wirksam war. Diesen Jesus nenne ich jetzt den »Heiland«. Ich verstehe darunter einen Jesus, der im Modus des Kommens sowohl grundsätzlich entzogen als auch schon gegenwärtig und ansprechbar ist. Der Heiland hat ein mehr oder weniger ausgeprägtes (weniger ist in diesem Fall mehr) »Gesicht«, das einerseits, weil aus einer anderen Welt stammend, fremd bleiben muß, andererseits Vertrauen einflößt und auf sich lenkt. Der Heiland setzt Maßstäbe für menschliches Leben, die an ihm abzulesen sind: Gottvertrauen, Barmherzigkeit, Streitbarkeit; aber vielmehr ist er in Ansprechbarkeit und Nähe Begleiter und Helfer. Er segnet, heilt und bringt Heil, das ich im Vertrauen auf ihn bereits in der Anfänglichkeit des Glaubens habe und weiter erwarte. Der Heiland, mit dem ich es persönlich zu tun habe, ist der Heiland der Kirche und damit der ganzen Welt, des Kosmos und darüber hinaus.

Lieber Freund, erwarten Sie keinen Heiland-Steckbrief. Darin läge wieder eine fatale Objektivierung. Das evangelische Christentum gibt den Christen »Instrumente« vor, durch deren »Handhabung« sie sich den Heiland religiös heranholen können, wenn sie ihn brauchen und er in seinem »Geist« mitspielt. Sie kennen das Instrument. Es ist die Heilige Schrift und ihre Auslegung. Denken Sie an die Evangelien. Indem Abschnitte oder Sprüche daraus gesprochen werden, als Worte des Heilands aus seinem Geist, und diese dann raumbildend »ausgelegt« werden, von leibhaften einzelnen Menschen, durch Sprache, Gesten, Bewegungen und sonstwas aus dem Körper, so daß es für den Wortlaut und das eigene Körpergefühl samt Intellekt »stimmt« und seine Form gewinnt, dann können sich die Beteiligten darauf verlassen, daß sie den Heiland in ihrer Nähe und bei sich haben. Passen sie dabei auf, werden sie ihn mit ihrem Herzen auch wahrnehmen. Der theologische Vorteil von diesem »Funkzionieren« von Religion besteht darin, daß das Heil des Heilandes und somit sein »Gesicht« die Heillosigkeit und den Heilsbedarf der Auslegenden in ihren eigenen Ausdrucksformen aufnimmt und Kommunikation darüber ermöglicht.

Aber das wissen Sie ja längst alles selber und haben es in verschiedenen Gruppen in ersten Schritten erprobt. So brauche ich jetzt auch nicht auszuführen, wie groß der Schaden für die Religionspädagogik ist, daß sie sich immer noch am Akademismus der sog. »historisch-kritischen« Methode orientiert, als ob die Religion grundsätzlich im Modus der Vergangenheit konjugiert werden müsse.

Ich bin es übrigens leid, mich bei Ihnen für die Länge meiner Briefe zu entschuldigen. Die Sache ist mir so wichtig, daß ich die nötige Aufmerksamkeit, in diesem Fall von Ihnen, jetzt einfordere. Warum sollte Religion billig zu haben sein? So nehme ich mir zum Schluß auch noch Zeit für die Bitte, Sie mögen mit dem Vorwurf des »Pietismus« nicht zu schnell kommen. Dann wären Paul Gerhardt und Johann Sebastian Bach auch Pietisten gewesen, weil beide in ihrer Kunst ein inniges Verhältnis zum kommenden und gegenwärtigen Heiland an den Tag legten. Ist es nicht merkwürdig, daß der Jesus, von dem Wärme ausgeht und der mit Wärme erwartet wird, in unserer (norddeutschen?) religiösen Kultur nur noch musikalisch einen »Sitz im Leben« hat? . . .

VI

. . . Mit Ihrer Äußerung, Religion sei wohl nur in Handlungen zu haben, ist meine Meinung genau getroffen. Religionsdidaktisch folgt daraus die Aufgabe, diese Handlungen zu beschreiben, auszumachen, was in ihnen nach ihrem eigenen Sinn passiert, und sie dann unterrichtlich mit den Lernenden nachzubauen. In meiner Terminologie: Religion erhält eine Gestalt. Damit haben wir die Chance, die Didaktik der Meinungen, Gesinnungen und Überzeugungen zu überwinden und doch inhaltlich dicht am Religiösen der Religion zu bleiben. Unnötig zu sagen, nach dem Heiland fragen, heißt natürlich nicht, unterrichtlich eine Anschauung zu bewirken, so und so sei der Heiland an sich beschaffen, und folglich müsse er eben so »geglaubt« werden. Es ist unter kontroverser Diskussion auszuarbeiten, worin das Heilende des Heilandes im religiösen Raum besteht. Auch das Glauben ist ein Verhalten, das unterrichtlich-tastend »erprobt« werden kann: und zwar an den Verheißungen und Zusagen, die anhand biblischer Texte für bestimmte Situationen für wichtig gehalten und vertrauensvoll ergriffen werden könnten.

Am Beispiel: »Vater unser im Himmel« – das wird im gemeinsamen Sprechen (im Gottesdienst stehend) in den Himmel hineingesprochen, in einem Sprechakt geistiger, raumstiftender Aktivität. Die Betenden errichten einen dynamisch-geistlichen Raum, der sich – dem Sinn des Wortlautes nach – in den Himmel erstreckt, an dem – verhüllt – ein Vatergesicht aufmerkende Zuwendung ausstrahlt, die den Raum inhaltlich qualifiziert. Ein Raum, den die Sprechenden um sich herum errichten, so weit ihre Stimme trägt; zugleich transzendierend ein universaler Raum, der

den umgreifenden, allumfassenden Gott und die Betenden umschließt. Schüler können diesen Sprechakt selber vollziehen und erproben, inwiefern er als »Wort des Heilandes« für sie tragfähig wird oder vielleicht werden könnte.

Das »Überzeugungschristentum« behauptet, Christen glaubten, daß es einen Gott im Himmel gibt – für meine Ohren eine unerschwingliche dogmatische Aussage, die über ihr Zustandekommen didaktisch auskunftspflichtig ist. Sie abstrahiert vom Sprechen seinen dogmatischen Inhalt und macht diesen verbindlich. Elementar ist hingegen der Sprechakt, weil er Erfahrung ermöglicht: »Hoppla, da habe ich gerade einen Vater für mich, für ›uns‹ alle (für alle Menschen?) in den Himmel gesetzt und ihn sich auf mich beziehen lassen. Ich habe Religion veranstaltet. Stimmt das für mich? Und was kommt nun auf mich zu, wenn die Voraussetzung wirksam wird, daß ein solches Sprechen nicht leer zurückkommt, sondern mich durch den Geist Gottes in seine Dynamik hineinzieht?« Hier läuft kein tändelndes Spiel ab, sondern – wie Sie von Manfred Josuttis gehört haben – ein »Machtgeschehen« voller Ambivalenzen. Evangelische Religionslehrer haben die Aufgabe, Religion (ich sage:) »handhabbar« zu machen; sie haben auch die Aufgabe, vor Religion zu schützen.

Alle Räume der besprochenen Art sind zugleich durch ihre Zeitverhältnisse bestimmt. Wenn wir von Jesus Christus den Auftrag haben, »Vater unser . . .« zu beten, und er uns den Wortlaut vorgesprochen hat, dann ist »seine« Zeit mit im Spiel: Anbruch des Gottesreiches durch seine Gegenwart in Wort und Sakrament. Der angeredete Vater im Himmel wendet den Betenden sein »Angesicht« zu, weil er »in Christus« verheißen hat zu erhören, was in dessen Namen erbeten wird. »Vater unser im Himmel . . .«: Die aufmerksame Zuwendung, die mit der Anrede an den Vater mitgesetzt ist, erfüllt er als Vater mit seiner Kraft. Mit der Anrede macht er sich zum Kommenden und qualifiziert die Menschenzeit der Betenden als vergängliche Zeit, die aus »seinen Händen« kommt und auf sein Kommen zuläuft.

Seine Ankunft wird in der Bitte »Dein Reich komme« ausdrücklich erbeten. Wer so spricht, schickt dem angeredeten Vater, der sich mit seinem Reich auf die Betenden zubewegt, Erwartung und Bereitschaft entgegen, sich seinem Kommen zu öffnen. Die Zeit des Betens ist selber schon von ihm erfüllte Gegenwart seines Reiches, Vorwegnahme seiner offenbaren Ankunft. »Dein Reich komme . . .«: Wieder kommt der Wunsch nicht aus dem Gemüt, sondern verdankt sich dem Sprechakt, in dem die Weltzeit auf das Ende hin entworfen wird, in dem das Reich Gottes angekommen sein wird, um »alles« mit seinem Frieden zu erfüllen. Das Sprechen der Bitte schließt die Heilsgegenwart »im« Heiland Jesus Christus und die Endzeit zu einem einzigen »Zeitraum« zusammen . . .

VII

Auch ich wollte unsere Korrespondenz mit einem Kapitel zum Abendmahl vorläufig abschließen. Es muß nicht alles gesagt sein, was zu Jesus Christus als Heiland zu sagen ist. Mehr als erste Umriss wollte ich nicht zu Papier bringen. Nun sind Sie von sich aus auf dasselbe Thema gekommen! Das Abendmahl gehört traditionell nicht zum Bereich schulischen

Lernens. Da wirkt eine alte Aufgabenteilung zwischen Kirche und Schule aus dem 19. Jh. nach. Das Allerheiligste bleibt dem kirchlichen Amtsträger vorbehalten. Die Schule dreht dann den Spieß um und lehnt Kirchliches für den Unterricht ab; sie erschließt die Religion für Bildungswelt und Weltkinder. Ritualität gehört nicht in die Schule des freien liberalen Geistes. Ohne Abendmahl wäre das evangelische Christentum als Religion schwerlich verständlich zu machen. Schule und Kirche sind als Unterrichtende durch Aspekte und Fragehinsichten zu unterscheiden, nicht durch Stoffbereiche.

Sie wollen das Kreuzessymbol an zentraler Stelle des Kirchenraumes installiert wissen, weil die Erinnerung an den Tod Jesu für die Christenheit einfach nötig sei. Nicht Abheben in einen Auferstehungsmythos, sondern sich vom Kreuz Jesu »erden« lassen! Indem wir uns dem Angesicht des leidenden Christus stellen und von ihm her Gottes Verheißung und Vergebung gestalten und empfangen, läßt er Gotteskraft auf uns übergehen. Wir nehmen ihn als Lebenden, als Auferstandenen wahr. So weit Ihre Überlegungen. Wieder ist der dogmatisch klingende Satz aus dem räumlichen Geschehen abgeleitet.

Die Ordnung der lutherischen Abendmahlsfeier ist eine Fundgrube für das »Funktionieren« von Religion. Das alte Präfationsgebet zu Beginn z.B. versetzt die Gemeinde geradezu in den Himmel: Die Gemeinde vereint ihre Stimmen mit denen der Thronengel vor Gottes Thron und läßt mit ihnen gemeinsam »ohn Unterlaß« den Lobpreis des schlechterdings entzogenen Gottes erklingen: Heilig, heilig, heilig. Die Einsetzungsworte, unter oder vor dem Kreuz verlesen, machen die »Nacht, in der er verraten ward« während der Feier zur Gegenwart. Der Liturg tritt aus dem Klang des heiligen Textes hervor und reicht der Gemeinde – wie Jesus seinen Jüngern – mit Brot und Wein Leib und Blut von Jesus Christus. Er ist als Heiland da und schenkt sich selbst und damit Vergebung der Sünden, ewiges Leben und Heil und Seligkeit. Gott der Herr, der Allmächtige, der das Leben gibt und nimmt, wirkt durch die Gestalt seines Sohnes hindurch, wiederum: »in Christus«, mit und läßt sich durch ihn für die Gemeinde verpflichten.

Der Heiland ist es, der gelitten hat und einen bitteren Tod gestorben ist. Er kommt von jenseits des Todes aus dem Tod auf uns zu. Nicht, um uns Leiden und Tod zu ersparen, sondern um Leiden, Tod und Sünde von uns – in der Umkehrung der Verhältnisse – durch Teilhabe an sich in Freude und Leben zu verwandeln, über das Sterben hinaus. Das Abendmahl bringt mit Leiden und Tod in Berührung. Und so heilt der Heiland die Seinen. So verstehe ich von der Handlung her ihren Handlungssinn. Wieder gilt, daß Schüler und Schülerinnen auch vor Religion zu schützen sind. Es wäre aber kein seriöser Unterricht, der die christliche Religion von vornherein dem Denken der Schule so sehr anpaßt, daß ihre Fremdheit, und damit auch ihr Heil, nicht sichtbar werden kann . . .